

F e u e r

Ich sehe den Ort noch so vor mir, wie ich ihn verließ. Die ersten Sonnenstrahlen verwandelten die roten, grauen und blauen Dächer der Häuser in funkelnde, noch vom Tau benetzte, spiegelnde Flächen. Damals, als ich vom Hügel zurück schaute, erinnerten mich diese funkelnden Farbkleckse an ein farbenfrohes, buntes Bild aus der kubistischen Periode eines optimistischen Künstlers.

Im Ortskern reckte die mächtige, aus Quadern gehauene Kirche ihren Glockenturm wie einen steinernen Finger in den Himmel. Auf der Spitze des Turms spielten die Sonnenstrahlen mit der vergoldeten Kugel und dem bronzenen Wetterhahn ein Spiel, das Millionen von Lichtreflexen in die Atmosphäre zauberte.

Die Straßen waren menschenleer, die alten Kastanien am Rand der Hauptstraße streckten ihre mächtigen Äste der Sonne entgegen. Ihre weißen, knospigen Blüten verliehen ihnen einen Anblick, als wäre ihre grüne Pracht mit Engelshaar verziert.

Atemlose Stille hielt Mensch und Tier in ihrem Bann gefangen. Nur vereinzelt meldete sich eine Amsel zögernd, ja fast scheu, mit einem trillernden kleinen Lied zu Wort. Alles was ich sah, war perfekt gewesen. Zufrieden und glücklich wandte ich meinem Heimatort den Rücken zu und begab mich auf Wanderschaft. Aber wie lange war das her?

Ich steige vom Hügel ins Tal hinab und kann kaum fassen, was ich dort sehe. Der Anblick schnürt mir die Kehle zu, ich fühle Tränen, die sich Tropfen für Tropfen in meinen Augen sammeln, um sich in Kürze in einem Strom aus Traurigkeit ihren Weg über mein Gesicht zu bahnen. Ich muss das Bild meiner Stadt mit aller Kraft aus meiner Erinnerung

heraufbeschwören. Ich will sie so vor mir sehen, wie ich sie verließ. Nur so besitze ich genug Kraft, um Schritt für Schritt meinen Weg nach Haus zu finden.

Keines der bunten Dächer sendet mir einen farbenfrohen Gruß entgegen, und der Kirchturm ist für mich nur als undeutlicher Schatten erkennbar. Kein Hahn und keine goldene Kugel wetteifern in ihrer ehemals so wunderbaren Pracht um meine Aufmerksamkeit. Der Himmel über dem Ort hat sich in eine dunkle, böartige Wolke aus Rauch und Asche verwandelt. Eine Wolke, die das Licht des Himmels aussperrt. Eine Wolke, die nur grau und schwarz als Farben gelten läßt, deren Anblick Düsternis, Traurigkeit und Leid verströmt.

Als ich näher komme erkenne ich, dass die Straßen noch immer menschenleer sind. Die Rauchwolke über der Stadt wird aus Tausenden von Feuern gespeist. So als hätten sich unzählige Erdspalten geöffnet, um den Atem des Todes, den Gestank von Teer und Ruß in die Luft zu entlassen. Immer dichter und fester wird der Qualm, der diese graue, trostlose Landschaft in seiner Umklammerung gefangen hält.

Als ich den Ortsrand erreiche, sehe ich die ersten Menschen. Wie durch einen trüben Spiegel verschwommen, erkenne ich einen alten Mann, der zusammengesunken neben seinem Haus steht. Fassungslos schüttelt er den Kopf. Während sein Blick starr und ausdruckslos auf die brennende Asche zu seinen Füßen gerichtet ist, vermeine ich seine geröteten Augen und das von tiefen Falten der Trauer und Sorge zerfurchte Gesicht ganz dicht vor mir zu sehen. Der Alte registriert mich nicht. Viel zu sehr zieht ihn das heruntergebrannte Feuer in seinen Bann. Ein Feuer, das ihm nur noch warme, nutzlose, schwarze Asche zurücklässt. Und auch diese Asche wird, wie von unsichtbaren Händen emporgehoben und vom Wind davon geweht.

Als ich die ersten Häuser passiere, bemerke ich den Ascheregen, der leise und heimlich in winzig kleinen Ruß- und Ascheteilchen zu meinem

Wegbegleiter wird. Einem Begleiter, um dessen Nähe ich nicht bat, den ich aber dennoch nicht abweisen kann.

Zwei Straßen weiter, der Brandgeruch ist mittlerweile kaum noch zu ertragen und verschließt mir Mund und Nase wie ein übelriechendes, stinkendes, altes Tuch, sehe ich ein altes Ehepaar. Die Beiden stehen Arm in Arm im Garten. Sie schweigen sich an, sind nicht in der Lage auch nur ein Wort über die spröden, ledernen Lippen zu bringen. Die Frau stützt sich auf eine Rodehacke, fast so, als wollte sie in dieser verdorrten, stickigen Umgebung ein frisch angelegtes, fruchtbares Beet bearbeiten. Sie umklammert den Stiel der Hacke krampfhaft, erinnert mich fast an einen Raubvogel, der seine Beute mit scharfen Krallen zu Tode drücken will.

In den Augen des Paares, die mir leer und tot entgegen blicken, sehe ich den gelbschwarzen, tanzenden Feuerschein, der sich in ihren Pupillen spiegelt. Zwei Feuer, die am Boden hell und glühend brennen und an deren Spitzen sich pechschwarzer Qualm in den Himmel erhebt. Ich folge den Blicken der beiden Alten und ich erkenne einen Tisch und Schranktüren, die ein Raub der Flammen werden. Welche Erinnerungen mögen die beiden Menschen mit diesen Sachen verbinden? Ich weiß es nicht, und kann es auch nicht nachvollziehen. Ich muß weitergehen, damit mich diese unselige Verbindung aus Traurigkeit und Schmerz nicht erdrückt.

Als ich meine Straße betrete, frage ich mich, wo die jungen Menschen geblieben sind. Ich sehe keine Kinder, keine Jugendlichen, keine Männer und Frauen in der Blüte ihrer besten Jahre. Wo sind sie geblieben? Hat das Feuer sie verbrannt? Wurden sie vertrieben? Oder sind sie Hals über Kopf geflohen?

Nur die Alten sind noch da. Sie stehen neben ihren Häusern und starren mit rußgeschwärzten Gesichtern auf die Feuer. Sie atmen die schleimigen, dicken Fetzen der Rauchwolke in ihre Lungen hinein. Sie registrieren den Gestank, die Hitze und das Brennen in der Kehle nicht

mehr. Das Feuer ergreift voll und ganz von ihrem Geist Besitz. Es scheint fast so, als wäre es schon immer da gewesen. Latent, tief und fest schlummernd, versteckte es sich in den Gedanken der Alten, um bei der erstbesten Gelegenheit einen Ausbruch zu wagen. Und jetzt war es da und leistete ganze Arbeit. Es nahm unser Tal im Handstreich, machte sich Mensch und Tier zum Untertan. War plötzlich Herrscher dieser Stadt.

Atemlos, röchelnd und hustend, lehne ich mit dem Rücken an der Haustür. Ich haste durch den Flur in meine Wohnung. Ich bin glücklich, dass mein Haus noch steht, keine Flamme, kein glühender Funken, kein zündender Span fand den Weg in meine Stube. Erleichtert stelle ich fest, dass alle Fenster geschlossen sind. Nur meine Kleider riechen nach Feuer, sind ein rauchiger, versteckter Bote der Flammen, der sich in meine vier Wände schleichen will. Ich reiße mir die Sachen vom Leib und schleudere sie in die Waschmaschine.

Dann stolpere ich zum Kühlschrank und hole die Flasche aus dem Türfach. Normalerweise rühre ich tagsüber keinen Schluck an, aber jetzt brauche ich das mehr, als die Luft zum atmen. Das reinigende, flüssige Feuer, das durch meine Kehle fließt, bewahrt mich davor durchzudrehen. Ich setze mich auf einen Stuhl und lasse meinen Gedanken freien Lauf.

Wie konnte das passieren? Wer war dafür verantwortlich? Warum spielt man den Menschen so übel mit? Fragen über Fragen. Ich kannte die Antworten, wollte mich aber vor der schrecklichen, furchtbaren Wahrheit verschließen. Sie wollten es so. Jawohl, man musste es so scharf und klar formulieren. Sie wollten es so, und sie waren selbst dafür verantwortlich. Johlend und kreischend hoben sie die Finger, kreuzten die Wahlzettel an und wählten aus freien Stücken, was sie jetzt heimsuchte.

Ich sagte damals schon, dass ich es für eine Schnapsidee hielt, diese dämlichen Brennetage wieder einzuführen. Aber ich war ein Rufer in der Wildnis gewesen, ein Sonderling, ein seltsamer Knilch. Mir war von Anfang an klar gewesen, dass pyromanisch veranlagte Rentner diesen Tag nutzen würden, um das Höllenfeuer aus dem Lukasevangelium, wie eine

lächerliche Bratkartoffelfeuerveranstaltung wirken zu lassen. Das sie alles Brennbares horten und sammeln würden. Vom ausrangierten Gartenstuhl über den letzte Woche verstorbenen Mischlingsrüden, würden sie alles verbrennen, was ihnen in die Finger kam. Aber niemand hörte auf mich. Sie hatten es so gewollt.

Mit gebrochenen Augen starre ich noch einmal aus dem Fenster. Schwarzer, modriger Qualm zieht über mein Grundstück. Es ist fast so, als ob ich auf dem Mond lebte. Ich kann nicht mal mehr den eigenen Grundstückszaun erkennen. Ich sehne mich nach dem Abend, dann würde der Spuk zu Ende gehen.

Mit Schrecken denke ich daran, dass sich dieses schaurige Drama in exakt vier Wochen wiederholen wird. Ab Morgen würden sie wieder zu sammeln beginnen. Alles was brennt war in Gefahr. Dann stürzten sie wieder aus ihren Häusern, sabbernde, humpelnde, geifernde Menschen, mit vor Aufregung und Begeisterung geröteten Gesichtern. Mit Benzinkanistern und zerknüllten Zeitungsseiten in den Händen würde sich eine Heerschar von Irren den Weg in die Gärten bahnen.

In diesem Moment entschloss ich mich dazu, meinen alltäglichen Morgenspaziergang an diesem Tag ausfallen zu lassen. Ich würde mich einschließen, die Jalousien herunterlassen und einen Blick in den Kühlschrank werfen. Und den, den würde ich vorher füllen, mit allem, was einem den Brennetag erträglich machen kann. Ich wusste schon jetzt genau, was ich einkaufen musste.